Aphorismen über die Ehe

Was du verspricht ein Weib, auf Wasser es nur Spreu

Wie das Wesen einer Frau so kompliziert ist: sie vermag beides zu gleicher Zeit: lieben und hassen.

Warum der Mann soviel leichter zu behandeln ist: er bewegt sich zwischen lieben und hassen meist auf einer mittleren Linie.

Ein Mann setzt Himmel und Erde in Bewegung, um zu einer Frau zu gelangen.

Eine Frau, die einen Mann begehrt, braucht, um ihn zu erlangen, nichts als sich selbst.

Eine Frau, die ihren Mann kennt, ist eine Enttäuschte.

Ein Mann, der seine Frau kennt, ist ein Getäuschter.

---

sagte: Du wirst sehen, daß sie bessere Farbe bekommen hat . . ."

Hastig richtete Frau Roland sich auf: „Wirklich — Gottlob, dann läßt er sich doch also durch die Schminke täuschen — was weiß er von Schminke! Da kann ich ihn ja noch eine Weile hinhalten, meinen armen Jungen." Ein Aufatmen. „Daß ich verloren bin, erfährt er immer noch früh genug — wozu die lange Verzweiflung!"

„Ach Gott, Rita!" Unwirsch angstvolle Abwehr im Eigensinn der Männerstimme. „Rede doch nicht von Verlorensein — das tragische Pathos! Auf die Schminke fall' ich natürlich nicht rein — aber sonst — du machst ja einen so viel besseren Eindruck als im Frühling —"

„Ja, naja — laß das mal, Alfred!" fiel sie ein. „Ich will doch keine Trostlügen hören! Mir ist es die Hauptsache, mein Herz zu erleichtern, indem ich mich endlich einmal gegen einen Nahestehenden frei aussprechen kann! Du weißt: meinen Mann muß ich schonen. Er lebt so für mich — viel zu intensiv, Alfred. Du bist mein Bruder, du mußt es aushalten, damit wenigstens einer, einer meine Last mitträgt. Nicht wahr? Nicht böse sein, Alfred, nicht traurig — hör' mich an, Lieber —"

— Auf einmal merkten die drei Damen, daß sie stehen geblieben waren und etwas angehört hatten, das nicht, das ganz und gar nicht für sie bestimmt gewesen war. Hatten sie das beabsichtigt? Keine von ihnen! Ihre Blicke trafen sich flüchtig, verstohlen, unabsichtlich, glitten voneinander ab, aneinander vorbei. Sechs Füße setzten sich in Gang. Mit ungewohnt heller, deutlicher Stimme sagte Dodos Mutter, vor sich hinausweisend: „Jetzt sehen sie doch nur mal die kleine Birke im Sonnenschein, meine Damen — ist es nicht, als hätte sie ganz goldene Blätter —?"

—⊙—

Zwölf Regeln der Obstzeit

Jetzt ist Obstzeit. Die Birne lockt, der Pfirsich und die Pflaume helfen ihr dabei, bald folgt das Regiment des Apfels. Die Tage der Rosen haben die Monate des Obstes abgelöst.

Es gab eine Zeit, in der man meinte, Obstessen sei eine angenehme Leckerei, die man auch entbehren könne; aber die Zeit ist vorüber und jeder weiß heute, daß der Apfel, die Birne, die Pflaume, besonders für den Großstädter, etwas Unentbehrliches ist. Darum Obst essen, soviel der Geldbeutel irgend erlaubt. Doch wer diesem „Gebot der Stunde" gehorcht, soll auf 12 Regeln achten:

1. Kaufe nur gutes, ausgereiftes Obst, denn es ist nur scheinbar teuer, in Wirklichkeit billiger, weil mehr Nährwerte darin und der Abfall geringer.

2. Wasche das Obst stets, ehe du es entstielst oder entsteinst. Dann nimm es rasch aus dem Wasser, weil dieses dem Obst den Fruchtzucker entzieht.

3. Koche kein Obst, wenn du es roh genießen kannst, denn der Nährwertverlust beim Kochen ist ungleich so groß, als wenn du das Fünffache dafür beim Einkauf bezahlt hättest.

4. Laß die Kinder das Obst langsam kauen, am besten mit Schrotbrot zusammen, so ist es am bekömmlichsten und wird vom Körper am vollständigsten ausgenutzt.

5. Mußt du das Obst der Härte wegen kochen, so koche es nur einige Minuten und stelle es in die Kochkiste, die jeder Nahrung wertvolle Stoffe erhält.

6. Je niedriger die Temperatur ist, bei der ein Obst haltbar gemacht werden kann, um so mehr Nährwerte bleiben bewahrt. Also ist es besser, zweimal bei mäßigen Wärmegraden an aufeinanderfolgenden Tagen zu sterilisieren, als einmal bei hohen Wärmegraden.

7. Koche das Obst ohne Zucker und süße es erst einige Zeit vor dem Gebrauch, da beim Kochen mit Zucker ein Zuckerverlust eintritt und Aussehen und Geschmack etwas leiden.

8. Je weniger weißen Zucker du zum Süßen des Obstes nimmst, um so gesunder ist es.

9. Willst du Gelee bereiten, so erwärme die Säfte mit dem Zucker langsam bis 65—70 Grad da bei höheren Wärmegraden die Gallertstoffe von der Fähigkeit, das Gelee steifzumachen, einbüßen.

10. Laß das Obst oder Obstsäfte nicht längere Zeit in metallenen Kochgeschirren stehen, es bilden sich sonst darin gesundheitsschädigende Giftstoffe, während bei Aluminium das Obst eine Einbuße an Gallertstoffen erleidet.

11. Beim Einkochen des Obstes verwende weder Salizyl noch Natron, weil sich die Nährsalze und Vitamine unwirksam machen.

12. Dörre möglichst viel Obst an der Sonne oder wenigstens an der Luft, weil bei dieser vollkommensten Art des Haltbarmachens alle Nährwerte des rohen Obstes erhalten bleiben.

—⊙—

Abend

Goldgewölk und Nachtgewölke
Regenmüde still vereint!
Also lächelt eine welke
Seele, die sich satt geweint.

Doch die Sonne sinkt und ziehet
Nieder alle eitle Pracht,
Und das Goldgewölk verglühet
Und verbrüdert sich der Nacht.

Martin Greif.

—⊙—

Liebe und Wahlrecht

Wahl und Liebe haben schon von alters her viel miteinander zu tun gehabt. Wo freies Wahlrecht besteht, da ist auch Liebe. Immer findet sich beides zusammen, In neuester Zeit hat dieses gegenseitige Bedingtsein noch eine weitere Bestätigung erhalten: Das Ergebnis des politischen Stimmrechtes der Frauen hängt von der Liebe ab. Das Verdienst, dieses Problem geklärt zu haben, gebührt der italienischen Abgeordnetenkammer. Sie hatte über die Zulassung der Frauen zu den Gemeindewahlen zu beraten. Natürlich fand sich in der Kammer erst einmal eine Mehrheit gegen das Frauenwahlrecht. Da aber erhob sich stolz und hoch der Ritter Mussolini und trat für das weibliche Geschlecht in die Schranken. Mittels eines ganz einfachen logischen Schlusses gelang es ihm, das Haus zur stürmischen Zustimmung zu bewegen. Er folgerte so: Wenn eine Frau ihren Mann liebt, wählt sie genau so wie er. Liebt sie ihn nicht, kommt es gar nicht auf ihre Ueberzeugung an, sie wählt nur so, wie es ihr Mann nicht wünscht. Es steht also ganz in der Macht des Mannes, die Wahl der Frauen zu beeinflussen. Er braucht seine Wünsche nur klug zu äußern. Geben wir ihnen das scheinbare Recht! Seien wir galant! Der Erfolg des ritterlichen Ministerpräsidenten war, daß die Italienerin das Recht zur Beteiligung an den Gemeindewahlen erhielt. Die Herren der Schöpfung fühlten sich gesichert, ihre scharfe, durchdringende Logik ist unangreifbar. Jawohl, das ist sie. Aber man hat dabei das eine vergessen, daß die Frauen gern einmal Ueberraschungen bereiten, und sie werden auch hierüber von ihrem weiblichen Vorrecht Gebrauch machen und unlogisch handeln. Dann aber ist es aus mit dem Lehrsatz: „Wahlrecht gleich Liebe" und auch mit der Macht der Männer.

—⊙—

Ondulationskarten

Eine Dame in Trauerkleidung betrat die „Buchhandlung" eines kleinen Städtchens, in der man neben Sherlok Holmes und Goethes sämtlichen Werken auch Schreib-, Butterbrot- und Toilette-Papier sowie Ansichts-, Gratulations- und Landkarten kaufen konnte.

Ein blondgelockter Jüngling fragte eifrig dienernd nach dem Begehr der Dame.

„Ich möchte Ondulationskarten!" flötete die Käuferin und vertiefte sich in die auf dem Ladentisch liegenden Modeblätter.

Der Blondgelockte sah sich hilfesuchend im Laden um.

Ondulationskarten??

Ob die Damen beim Friseur auch Abonnementskarten hatten, wie er solche vor ein paar Tagen anläßlich seiner ersten Rasur am Spiegel erspäht hatte? überlegte er.

Aber die kauft man doch . . . Aha! — „Ausgeprägtes Kombinationstalent!" hatte neulich erst ein Graphologe beteuert.

Dame in Trauer — Kondolieren — Ondulieren — Kondolenzkarten!

Mit Grazie und Schwung holte er den Karton 5a vom obersten Regal und zeigte die schwarzumränderten Karten.

Ein kurzes Aufblicken von den Modeblättern, Erstaunen und dann: „Nein, nein! Zur Trauer meine ich nicht! Ich meine Ondulationskarten zur Hochzeit!" —

Herzliches Beileid!

Hanns Luckenwaldt.

Aus dem Engen und Weiten

Pepi, der vielgeliebte Piccolo.

Er war Piccolo in einem Wiener Restaurant Er hieß natürlich Pepi. Obgleich er in seinem Leben noch nicht mehr als siebzehn Lenze kennen gelernt hatte, war er bereits ein vielgeliebtes Herrchen. Anna, die neunzehnjährige Kellnerin, hatte es ihm angetan, und seine Neigung wurde auf das kräftigste erwidert. Doch da war noch Marie, die Kassiererin. Die war ebenso schön wie Anna, ebenso liebenswert und ebenso verliebt in den jungen Herrn Piccolo. Pepi nahm das dankbar an. Er war eben noch ein frühlingsfastes Gemüt und brauchte viel Liebe und Sonne, und es war ihm bei seiner Unerfahrenheit in derartigen delikaten Dingen wirklich nicht möglich, festzustellen, welche von beiden er am liebsten hatte. Als die völlig überraschte Anna ihn nun einmal in zärtlicher Umarmung mit der Marie fand, glaubte sie sich berechtigt, diese Entscheidung ein wenig gewaltsam, dafür aber um so schneller herbeizuführen. Sie warf der Marie kurzerhand ein paar Gläser ins Gesicht und zog ihren Piccolo fort, dorthin, wo sein richtiger Platz war, an ihr Herz. Aber dem tief erschrockenen Pepi wollte es dort nicht mehr gefallen. Er dachte an die arme mißhandelte Marie. Diese jedoch sann auf Rache. Sie brachte die körperverletzende Nebenbuhlerin vor Gericht, und das Gericht brachte die Nebenbuhlerin für zwei Tage ins Gefängnis. Traurig schlich sich der kleine Piccolo fort von den Trümmern seines Glücks. Seine Liebe zur tatkräftigen Anna war verflogen, sie hatte tatsächlich auf schnellstem Wege seinen Entschluß herbeigeführt. Aber Marie, der jetzt seine ganze Liebessehnsucht zu Füßen lag, wies ihn beleidigt und gekränkt ab. Jetzt hatte er niemand mehr. Siest du, Piccolo, das kommt davon. In der Liebe muß man immer hübsch bescheiden sein.

Ratschläge und Winke

Reinigen von Zinkgeschirr.

Zinkgeschirr aller Art reinigt man leicht, indem man Salmiakgeist auf einen Wollappen gießt und es damit scharf abreibt. Dann spült man es mit klarem Wasser ab und poliert mit einem weichen Wolltuche nach.

Frisches Fleisch zu konservieren.

Ein empfehlenswertes Mittel zur Konservierung frischen Fleisches wenden die Japaner mit gutem Erfolg an. Sie legen das frische Fleisch in einen Topf, übergießen es mit kochendem Wasser, sodaß es vollständig bedeckt ist. Hierauf gießen sie eine Schicht reinen guten Speiseöls. Das Uebergießen mit siedendem Wasser hat den Zweck, das Eiweiß des Fleisches an der Oberfläche zum Gerinnen zu bringen. Durch die Oelschicht wird ein luftdichter Verschluß erzielt. Auf diese Weise konserviertes Fleisch hält sich lange frisch.

Ob das Mehl gut oder schlecht ist,

kann man auf folgende Weise feststellen: Angenommen, man hat aus verschiedenen Bezugsquellen die Mehlsorte zu prüfen, so nimmt man von jeder Sorte 20 Gramm, tut dies in eine Porzellantasse, und macht unter Zugabe von je zehn Gramm reinem Wasser einen Teig. Wenn man die verschiedenen Teige befühlt, so kann man annehmen, daß zu dem festesten Teig das beste, zu dem weichsten das schlechteste Mehl verwandt wurde.

Fliegenpapier,

das billig und wirksam ist, stellt man dadurch her, daß man pulverisierten Pfeffer, mit Sirup vermischt, auf Papier streicht.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34 | Altena, den 19. August | 1925

Sparen ist verdienen . . .

Von Agnes Meitner.

Es gibt kein besseres Mittel für Sparsamkeit als: bescheidene Zufriedenheit. Es ist aber falsch, diese Zauberformel nur auf die Hausfrau selbst anzuwenden und nicht auf die Familie. Arbeit, Genügsamkeit müssen der ganzen Familie anerzogen und eigen sein. Wo die Frau allein sich als Sparobjekt betrachtet, oder was viel schlimmer ist, als Sparobjekt der Familie betrachtet wird, zeigt sich bald die Wahrheit des vom Goetheschen Marschalk im „Faust II" ausgeführten Satzes:

„Wir wollen alle Tage sparen,
Und brauchen alle Tage mehr . . ."

Sparen muß man. Das gebieten die Zeitverhältnisse. Sparen heißt aber nicht: alle guten Triebe für Menschenherz und Menschenauge Erfreuliches einem krankhaften Geiz opfern, sondern: seine Wünsche mit seinen Mitteln immer richtig in Einklang zu bringen. Vernünftiges Sparen bringt keineswegs um Lebensgenuß. — „Leben ist doch des Lebens höchstes Ziel!" sagt Sappho — sondern lehrt, auf Unnötiges verzichten, Entzug des Entbehrlichen. Unsere Zeit ist eine verlockende. In den Lebensmittel- und Delikatessengeschäften stehen in leckerer Aufmachung Dinge zur Schau, die die Forderung stellen, dem Geldbeutel zuliebe die Geschmacksnerven zu bezwingen. In den Waren- und Kaufhäusern wird fast täglich durch „Sonderangebote" der Versuch bestätigt, zum Durchbrechen der Sparsamkeitsschranken zu verleiten und über den Kauf des Notwendigen hinauszugehen. Bei jedem Spaziergang durch die Straßen ziehen Kinoplakate in sensationeller Aufmachung an, Tagesersparnisse wollen sie an der Kinokasse deponiert sehen. Und so winken von allen Enden und Ecken des täglichen Lebens von heute, seit Technik und Verkehr Raum und Zeit überwunden und die beschaulich-stillen Tage der Vorfahren begraben haben, Darbietungen außerhalb des Hauses, die alle mehr oder weniger berechtigte Anforderungen an die Kasse stellen und der Sparsamkeit entgegenarbeiten.

Ein altes Sparsamkeitsgesetz: Wer im Leben sparen will, der fange beim Haushalt an. Das Haus ist die Welt der Frau. Im Hause ist die Frau Herrscherin. Eines der Hauptgesetze einer vernünftigen Sparsamkeit ist es, daß die Frau als Herrscherin Ordnung zu ihrer Ministerin macht. Eine Störung der Ordnung in ihrem Haushalt ist ebenso verhängnisvoll wie eine Störung der Ordnung im Völker- und Staatenleben, denn um die Ordnung herum schichten sich: Ruhe, Sicherheit, Klarheit und Wohlhabenheit. Die sparsame Hausfrau läßt Ordnung in ihrem ganzen Reich walten, im Gesellschafts- und Wohnzimmer, in der Küche, in der Dachkammer, im Keller. Eingeführte innerliche und äußerliche Ordnung muß — dies ist ein förderndes Sparsamkeitsprinzip, von allen Hausbewohnern strengstens eingehalten werden. Denn kein Pfennig- und Marksparen im Portemonnaie hielt, wenn im Wäsche- und Kleiderschrank, in der Küche und der Vorratskammer durch Unordnung unersetzbare Verluste eintreten. Ordnung als Hausministerin ist auch der beste Finanzminister. Denn nichts verwaltet die Börse besser als häusliche und persönliche Ordnung, die am besten weiß: Einnahmen und Ausgaben zu regeln.

Das Notwendige und Nützliche, das Ueberflüssige und Entbehrliche — sie liegen im Schalten und Walten jeder Sparsamkeitsmethode verankert, in jener Macht, die Schiller als „heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter" bezeichnet. Die Hausfrau muß sich aber hüten, wirkliche Sparsamkeit mit ihrer Stiefschwester, der mumienhaften, in unsympathische Habgier ausartenden Sparsamkeitslaune zu verwechseln. Es ist Unsinn, sich den Bissen vom Munde abzusparen, um sich nach einer Zeit des Leidens und der Krankheit hinzulegen, zu sterben und lachende Erben zu hinterlassen, es ist Aufopferung im schlechten Sinn des Wortes, wenn Mütter sich kaum das Nötigste gönnen, um Mann, Tochter und Sohn mit Luxus zu umgeben. Solche Liebesbeweise, an sich groß und hehr, müssen dankbar anerkannt werden, das heißt Erfolge haben (zum Beispiel beim Studium der Söhne oder bei der Berufsausbildung der Tochter), sonst enden sie auf dem Felde, wo Mütter und Hausfrauen zu spät einsehen, daß ihre Sparsamkeit eine falsche, ihr Leben ein vergebliches war. Maß halten? — das gilt auch fürs Sparen. Bei richtigem Verständnis kann die Hausfrau viel beim Einkauf, beim Erhalten des Haushalts machen. Die Hausfrau muß nicht nur hauswirtschaftlichen Sinn haben, sie muß auch mit der Zeit gehen. Wie wichtig ist es zum Beispiel, daß die Frau, auf der Warenkunde ihre Kenntnisse aufbauend, weiß, welches Material für teure Stoffe gutes Ersatzmaterial geworden ist, welche Nahrungsmittel die ausgiebigsten, welches Feuerungsmaterial nicht dem Preise, sondern der Qualität nach am billigsten ist! Warenkenntnis für den Hausgebrauch ist ein vorteilhaftes Sparsamkeitsprinzip, denn: es ist richtiges Einkaufen. Billig und schlecht bringt keine Ersparnis; immer nur bedingt dies: öftere Ausgabe. Eine kluge Frau merkt darum, daß das Beste immer das Billigste ist, denn Dauerhaftigkeit vermindert den Preis. „Wer einen Groschen erspart, verdient zwei!" Auch dieses Wort bezieht sich nicht auf die Hausfrau allein, auf ihre Sparsamkeit, wenn sie mit Waschen und Flicken, Nähen und Kleidermachen „verdient", das heißt, ein Stück Geld erspart, sondern auf alle Mitglieder der Familie. Unterstützende Hände des Vaters, des Sohnes und der Tochter lassen ersparte Ausgaben durch Annehmlichkeiten, die man sich sonst nicht leisten kann. Alice Kinkel sagt aber ganz richtig: Sparen im allgemeinen und im besonderen muß verstanden, will gelernt sein. Es gehört dazu Persönlichkeit, ohne die keine Vergeistigung der Arbeit, kein sittlicher Wandel, kein Sparerfolg eintreten kann. Die geistig-praktische Ausbildung des Menschen ist jener Born für den Verstand und die Seele und die Tatkraft, aus dem sich die Forderungen des Lebens erkennen lassen, aus dem Hausfrau und Familie in richtig angewendetem Können Sparsamkeit dem Gemeinschaftsleben, dem Persönlichkeitsgefühl und den Zeitverhältnissen eigen lassen werden können, mit verständigem Denken Ansprüche und Wünsche dämpfen und das scheinbar Unmögliche möglich werden lassen: auch bei bescheidenen Mitteln zufrieden und glücklich zu sein. Aus dem Kräftequell der vernünftigen Sparsamkeit quillt dann für die ganze Familie reichster Segen . . .

Das Haus in der Heide

Ein einsam Hüttlein im Heideland,
Windschief die Fenster, verweht vom Sand,
Darüber von Schilf ein kleines Dach.
Die Spinne spinnt im trauten Gemach. —
Und blickst du weit und blickst du nah,
Der Boden voll rosenrot Erika.
Ein schlanker Birkenstamm lehnt an der Wand
Und streichelt die Tür mit linder Hand.
Ein goldener Strahl spielt im Gezweig
Und tanzt auf der Gnomen kleinem Reich.
Und tritt aus der Tür nicht ein altes Weib,
Grausträhnig das Haar, verfallen der Leib?
Und tanzen nicht muntere Wichtel herfür
Und spielen ihr neckisches Spiel vor der Tür?
Und spinnt nicht ein Mägdlein dort wunderbar
Den Erikakranz im braunen Haar?
Still zieht der Zauber ins Netz dich ein,
Erzählet dir Märchen wundersein.
Er sinnet und spinnet früh und spät,
Und weit in der Ferne der Alltag geht.

Elisabeth Petermann.

Zwei Szenen aus der Rokoko

Von Kurt Arnold Findeisen.

1.

Ort: Großer Park mit Schloß: ein Mittelbau, zwei Seitenflügel, den Ehrenhof flankierend, hinten eine Freitreppe zum Garten. Auf der kleinen Terrasse rechts die Orangerie. Brücke über den Graben, der das Schloß im Halbkreis umzieht. Steinbänke, Statuen, Grotten und Taxuswände. Im Graben weiße Schwäne. Inmitten der regelmäßig geschweiften Wege und Rabatten ein Wasserbecken, in dem sich eine Tritonengruppe um die Sprühstrahlen der Fontäne zankt.

Zeit: Unter Ludwig 14. Gegen Abend im Juni nach einem kurzen Sonnenregen.

Personen: Eine Schöne im Reifrock und dem Lockengebäude im Stil der Herzogin von Fontanges. Ihr zur Seite ein Kavalier in olivenfarbenem Rock, ganz mit Silber bestickt, taffetner Weste und samtenen Beinkleidern.

Er flüstert: „Es taucht nicht schöner aus dem Meere, als dies sanfte Rot um Eure Wange huscht, Demoiselle."

Sie schlägt nach ihm mit dem Fächer, auf dem Chinesen mit Papageien gemalt sind: „War's um der Mythologie willen, daß Ihr mich erröten machtet, Marquis? Ich glaube, daß es auch dann noch reichlich verwegen war."

Er führt ihre beringte Linke an die Lippen und neigt sich zu ihrem Ohre: „Schöne Göttin! Was sagte ich: mehr als Göttin; denn dieser steinernen Flora ist das Erröten verwehrt! Es war um der Beglückung willen, die Zeus fühlte, als er zu Danae als goldener Regen kam."

Sie verbirgt ihre Augen hinter dem Fächer, rafft vorn ein wenig den Rock und entschlüpft in einen Laubengang. „Aber Ihr seid nicht Jupiter, mein Herr!" kichert sie.

„Oh," ruft er empathisch und folgt ihr behend, „bin ich doch begnadet, Damen zu sein!" —

2.

Ort: Ulmenallee, Hauptzufahrtsweg eines Schlosses. Im Hintergrund Balustradenbrücke über den Graben und den Schloßmittelbau.

Zeit: Unter Louis Quinze. Gewitterschwüle Julinacht.

Personen: Der Marquis d'Albret, der die Schloßherrin geliebt hat, als sie noch „La Belle Picarde", die schönste Dame des Hofes von Versailles war und in die Zwangsehe mit dem Vicomte Bussy-Lameth, dem Wüstling, noch nicht gewilligt hatte, Henriette de Sissonne, Vicomtesse Bussy-Lameth, die ungestillte Frau, die nicht vergessen kann.

Der alte Vicomte, ihr Schwiegervater, ein leidenschaftlich kalter Greis.

Dienerschaft, darunter Jean u. Claude.

Jean, im Gebüsch versteckt, flüsternd zu Claude: Wo ist der Vicomte hingeritten?

Claude: Nach der Stadt!

Jean: Zu den Ursulinerinnen, wo sie das Seufzen gelernt hat?

Claude: Zu den Ursulinerinnen, um sich trösten zu lassen.

Sie kichern.

Jean: Der Kauz ist ausgeflogen, aber der alte Uhu ist im Horste.

Claude: Er wird uns auch bezahlen müssen!

Hufschlag aus der Ferne. Sie grinsen einander zu.

Jean: Weißt du auch, wo das Herz ist?

Claude: Narr, meinst du, der Claude Fargard sei ein Anfänger? Aber, weil du so wißbegierig bist: der Chevalier von Vendeuil hat es zwischen der dritten und vierten Rippe.

Jean: Still, er geht in's Garn!
Sie tauchen im Gebüsch unter.

Hufschlag nähert sich, steht. Man hört jemanden sacht aus dem Sattel steigen. Elastische Schritte mühsam gedämpft.

Der Marquis d'Albret, in verhaltener Leidenschaft: Kein Stern am Himmel, aber Glühwürmchen in Schwaden. So schwärmt mein Herz. O Henriette, ich komme!

Claude und Jean stürzen vor und durchbohren ihn.

Claude: Verrechnet, Euer Gnaden, Ihr geht nicht mehr von der Stelle, so wahr ich —"

Der Marquis bricht zusammen: Mörder! Bübische Feiglinge! Mörder! (Er reißt eine Pistole aus dem Gürtel): Nehmt das dafür und das, Hundeseelen!

Die Schüsse knallen grell durch die Nacht. Das Echo der Taxuswände spielt mit ihnen. Zwei Schatten entfliehen.

Lichter im Schlosse. Lärm.

Diener mit Fackeln über die Brücke.

Die Vicomtesse im Nachtgewand, mit entbänderten Haar. Verstört, fassungslos die Schar der Fackelträger durchbrechend:

Gaston! Gaston! (Sie sieht ihn liegen.) O meine Ahnung! (Sie kauert bei ihm nieder.) Teurer, Kleinod, Liebling, mein Wanderfalke! Hätt' ich doch den Brief nicht geschickt. Mein Gott! (Sie hebt sein Haupt in ihren Schoß.) Bleibe bei mir, o laß mich nicht allein, Geliebter!

Der Marquis: Dank für — den Brief — ich sterbe — gern — in deinem Schoße — du — meine süße — Ringeltaube — der Fal — ke — Flügel — — Sturz — — —

Die Vicomtesse, gellend: Wer hat mir das getan!

Der alte Vicomte erscheint auf der Brücke. Sein Gesicht ist wie eine höhnische Fratze starr auf sie gerichtet. Auf eine herrische Gebärde seiner Hand verschwinden die Fackeln wieder im Schloß. Er wendet sich mit verächtlich gekniffenen Mundwinkeln.

Die Vicomtesse bleibt allein bei dem Toten. Dazu die Schwärmerei der Glühwürmchen und ein Seufzen in den Ulmen.

—⊡—

Jenseits der Ostwand

Skizze von Rudolf Behrens.

König Watzmann gab der Mittagssonne einen mgnädigen Empfang. Noch in den Morgenstunden hatte er den Tälern seine Pracht entboten und sein firngekröntes Haupt in den Märchenfluten des Königsees gespiegelt. Plötzlich umnöölkte sich seine Stirn. Er warf die Nebeltoga um den Felsenpanzer und zog sich donnerfluchend von der Welt zurück.

An seinen Schultern klebten bettelnd drei junge Menschen, um ihm höchste Ehre abzuringen. Sie waren durch das Seil verbunden und zauderten. Trasmund sah in die brodelnde Tiefe, Herrats Blicke irrten in dem uferlosen Wolkenmeere nach dem Ziel, der Krone, und Unold suchte Herrats Augen. So gingen die Sehnsüchte hinauf und hinunter und flatterten mit den Gewitterschwaden um den Thron des königlichen Gebieters.

Ueber Kühroint waren sie emporgestiegen und bezwangen in zauberhaften Morgenstunden den Weg durchs Kar. Jetzt sagte der Fürst der Berge halt und drohte sie von seinem Kleide abzuschütteln. Stumme Augenblicke folgten. In ihnen eilten die Gedanken wie in Sekunden der Gefahr blitzartig rückwärts.

Drei Jahre herzbefreiendes Berchtesgaden, drei Sommer blutbezwingendes Bergsteigerleben, drei Monate glückseliges Schwimmen im Strome einer stark fühlenden Jugend und dreimal dieselben beiden Freunde huschten über Herrats Stirn. Nun forderte die Zeit Entscheidung. In launiger Stunde war sie von ihrem Uebermute selbst heraufbeschworen.

Einer Toten

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß, wie in deinen Lebenstagen,
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht.

Daß wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Schon andre ihre Plätze fanden
Und nichts dich zu vermissen scheint.

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstisch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Theodor Storm.

Unold, der junge Forscher, warb mit tiefem Herzen und stummen Blicken um ihren frohen Bergmut, doch Trasmunds weltgewandter Kaufherrngeist wußte mit überlegener Gebärde seinen Gegner abzutun. Herrat hatte beide gern. Sie schätzte den gedankenschweren Unold und sonnte sich im Glanze Trasmunds. Als dann Unolds Blicke dringender und Trasmunds Worte drängender wurden, wies sie lachend auf den König Watzmann: „Zur Watzmannkrone über die Ostwand führt der Steig des Siegers."

Jetzt bangte ihr um dieses stolze Wort. Sie hatte wohl den Sinn, doch nie die Tat begehrt. Nun brauste ihr der Sturm das Wort, wie Schadenfreude, erinnernd um die Ohren. Ob ihre Begleiter daran dachten? Sie fühlte die Entscheidung. Unold oder Trasmund — — oder gar der Tod.

Der Bergtod schnitt Grimassen in Nebelfetzen und auf Plattenhänge; aber keiner sprach davon. Nur Trasmund deutete sie an:

„Götter lassen sich nicht versuchen."

Herrat entgegnete: „Wollen wir hier auf das Ende warten?" Da raffte sich Unold auf und zog den Höhenmesser: „Zweihundert Meter unterm Gipfel. Ich führe. Keiner steigt ohne Befehl. Stets wird doppelt gesichert."

Minuten vergingen wie Stunden. Endlich bot der Uebergang eines breiten Felsbandes Sicherheit vorm Absturz. Hier ketteten sie sich mit Seilen ans Gestein und warteten auf die Gnade ihres königlichen Herrn. Er ließ es bei der Drohung. Mit einem zuckenden Sonnenstrahle winkte er zum Aufbruch, und die Not vergessend, stiegen drei Geprüfte zu ihm empor. An seiner majestätischen Stirn prallte jedoch die Entscheidung ab; denn die drei Herzen wogten noch wie fliehendes Gewitter und ließen keinen Raum für schwache menschliche Gefühle. Der klare Blick in die Zweitausend-Meter-Tiefe zwang sie zu stummer Bewunderung.

Doch in der Geborgenheit des Watzmannhauses triumphierten wieder die Schwächen ihrer Herzen. Abermals war es Trasmund, der den stillen Unold mit dem Glanze seines Westens überschattete. Herrat sah über die stummen Blicke und das wortlose Flehen Unolds leichtherzig hinweg. Fast schien es, als dürfe Trasmund ohne Zuspruch den Sieg für sich zu Buche führen, so zog er die Begleiterin in den zwingenden Bann seiner Beredsamkeit.

Die Ueberquerung aller Kronenzacken des Watzmannhauptes und der lange Abstieg in das wildeinsame Wimbachtal neigten das Jünglein der Entscheidungswage mehr und mehr zu Trasmund. Nur die Ermattung schleudernde Sonnenglut und die Kraft lähmenden Trümmerstätten des Gesteins hielten den Durchschlag jenes Jüngleins noch zurück. Durch Trasmunds Schuld verrann nutzlose Zeit. Sein Spiel mit Herrat lenkte von dem Steige ab und führte die mit ihm Verbundenen in die Irre. Nach Stunden schwerer Mühe leuchtete ihnen endlich das sterbende Abendgefunkel im Watzmanndiademe auf der Hirschwiese. Eine einsame Viehhütte auf Drischübel bot ihnen Obdach. Die hereinbrechende Nacht und Herrats wunder Fuß zwangen zu unfreiwilliger Beiwacht.

Herrat schüttelte beklommen das faule Heu der rauhen Pritsche auf. Inzwischen suchte Trasmund aus den dürren Ecken nach dem letzten Holzspan, um ein Feuer anzufachen, und ließ Unold von den nahen Hängen Schnee zum Wasserkochen holen. Dann saßen alle drei beim kargen Mahle und redeten verlegen von der faden Suppe, dem trockenen Zwieback und dem Tabakmangel; denn sie begannen die Gewalt der Nacht zu spüren.

Zögernd fragte Unold: „Wo schlafen wir?"

Trasmund tat, als überlege er —: „Herrats Lager ist die Pritsche hinter dem Verschlag. Wir beide schwingen uns am Balken zu dem Boden auf, denn oben ist es trockener, als auf der feuchten Diele."

Herrat widersprach und sagte erstmalig in ihrem Leben: „Ich fürchte mich." Sie wußte aber nicht vor wem. Trasmund stritt um die Ehrenwache vor dem Pritschenlager. Unold sagte weder ja noch nein. Er schien mit einem Male allein zu sein. Seine Augen suchten verloren das Weite. Herrat sah es und erschrak. Die Gedankenschwere Unolds riß das Gleichgewicht der Waage jäh hernieder. Und wieder wußte Herrat nicht, warum.

Das Hochlandschweigen erdrückte fast die stille Hütte. Da fiel ein Klageton in seine Starre. Das Schweigen drosselte ihn ab. Er kehrte wieder; die Stille unterbrach ihn. Der Ruf klang immer schneller, immer schwächer. Jetzt war kein Zweifel mehr. Unold sprang auf: „Mensch in Not! Ich gehe hinaus!" Herrat zitterte. Trasmund sah zu Unold hinüber und entschied sich als Herrats Hüter in der Hütte. Da blitzte ihn das Mädchen aufreckend an: „Sie gehen!" Trasmund wendete die Pflicht ein. „Die Pflicht ist draußen!" mahnte sie erbebend. Knarrend schloß sich die schwere Holztür. Als sich die Streitenden umsahen, war ihr Begleiter hinter ihr verschwunden. Nun standen sie sich nach der Ostwand zum erstenmal ohne Zeugen gegenüber. Draußen schlug das EisenUnolds klirrend gegen das Gestein. Sein Retterruf klang fest und sicher durch den ersten Sternenschein. Ein freudiges, doch schmerzgepaartes Echo kam wie verweht zurück. In der Hütte blieb es still. Fast eine Stunde schlich träge dahin. Plötzlich polterte Steinschlag gegen die Hüttenwand. Unolds Heilruf jauchzte durch die Nacht. Nun ließ Herrat sich nicht mehr halten. Sie eilte vor die Tür. Aus den Hängen lösten sich zwei dunkle Schatten, und wenige Minuten später legte Unold die auf ihn gestützte Last auf die Pritsche der Hütte.

Zwei dankbare Augen blieben fest an dem Erretter haften. Auf dem schmalen Antlitz lag Geborgenheit, und eine weiche Hand hielt Unolds Faust in schwacher Umklammerung. Die matte Stimme beichtete die Fahrt. Hinter Funtensee hatte sie den Pfad verfehlt und auf dem Hundstot war das Elend über sie gekommen. Ein Schneefeld brach, sie stürzte in den Spalt, zerschund die Schenkel und blieb in steinerner Umarmung. Zwei Stunden hatte sie gejammert und endlich ihre Hoffnung aufgegeben. Da flammte aus dem Grunde das Licht der Alm zu ihr empor. Der Ostwandfahrer Beiwacht wurde ihre Rettung. Unold stärkte und verband sie. Er tat es wie eine pflichtbewußte Selbstverständlichkeit, und dennoch blieb ein Hauch von ihr in ihm verankert. Herrat sah in seine Augen und erblickte darin kühle Ueberlegung. Zum erstenmal empfand sie Neid, Neid auf das Unglü ckder Geborgenen. Die zündenden Worte Trasmunds waren in ihr verraucht, die Wärme seines Wesens längst erstarrt, eine Ostwandtiefe tat sich zwischen ihnen auf.

Jetzt spürte sie den Torenkampf um Männerherzen, das Spiel ums Lebensglück. Es war für sie verloren. Trasmund fühlte es und blieb verfinstert. Unold konnte nicht zum zweitenmal geben, was dem erstenmal versagt blieb. Sein Sehnen verschmolz mit der Geretteten zu einem einzigen Schatten. In Herrats Augen lag ein feuchter Schimmer. Sie fühlte, die Entscheidung war gefallen. Nicht Unold oder Trasmund, nicht der Tod hieß sie. Jenseits der Ostwand beugte sie sich dem Unwert flacher Menschenkenntnis, und unbarmherzig schüttelte der Sturm vom Blütenbaum der Liebe seine reiflos herbe Frucht. Darum ging sie still hinaus und weinte ihr erstes, junges Leid in die weite, stumme Sternennacht hinein.

—⊡—

Eine Geschminkte

Skizze von Leonie Meyerhof-Hildeck

Dodo, der Backfisch, suchte in Doktor Wiebers Luftkursanatorium, wohin sie ihre Mutter begleitete, so lange nach einem des Anschwärmens würdigen Gegenstand umher, bis sie die schöne Frau Roland entdeckt hatte. Frau Rolands Augen, fand Dodo, seien wie ein durchsichtiger Wasserspiegel, durch dessen Schimmer zuweilen ein hineingefallenes Herbstblatt hinsegle und ihn stumpf mache. Aus Binsen flocht Dodo winzige Körbchen, füllte sie mit Heide, Gänseblümchen und Zittergras, und stellte sie in stummer Huldigung neben Frau Rolands

Die Waldglocken

Allein im Walde stj' ich hier;
Da pflanzte Gottes Güte
Mit stillen Händen neben mir
Gar schöne Blumenblüte.

Ihr Waldesblumen, himmelblau,
Ich weiß, was ihr bedeutet,
Und was ihr in der frischen Au
Mir in die Seele läutet.

Ludwig Ehlers.

Frühstückstasse. Oder sie schmückte die Stuhllehne der Erkorenen, mehr schön als bequem, mit zapfenbeladenen Tannenzweigen. Fand auch einmal ein Biertkleeblatt für ihre Königin. Sobald Frau Roland die Geberin herausgefunden, trat sie freundlich lächelnd auf Dodo zu und dankte der beglückt Errötenden mit einem Druck der Hand. Immerhin mit einer nicht mehr als konventionellen, wenn auch anmutigen Liebenswürdigkeit. Die erhoffte Aufforderung zum Spaziergang oder zum Plaudern auf einer der Gartenbänke blieb aus.

Was nicht ausblieb, war Mamas erzieherisch triumphierendes: „Siehst du wohl!" Und dann: „Die macht sich nichts aus deiner Ueberspanntheit. Ueberhaupt ist das kein Umgang für meine Dodo: eine Dame, die sich schminkt!"

In der mütterlichen Seele blieb ein Tröpfchen bitteren Beleidigtseins zurück. Das schaffte Gärung. Langsam wuchs um den Kernpunkt Dodos Mutter, ein sich ballender kleiner Trupp feindlich Gesinnter, Beobachtender, die Spitze gegen die ahnungslose Frau Roland gekehrt. Ihr stilles Fürsichsein die Woche hindurch, ihr Unsichtbarwerden, sobald das Wochenende ihres Mannes Besuch brachte, bisher kaum bemerkt, umwölkte sich mit Verfangenheit. Diese Schminke — hm. Eine immer gleiche, auf die schmalen Wangenflächen aufgetragene, in geschickter Zartheit verlaufende Röte. Männeraugen mochten dadurch getäuscht werden, — das heißt solche, die getäuscht zu werden wünschen Für wen legte diese Frau Schminke auf: Schwerlich für ihren Mann. Der kannte sie ja, ungab sie sichtlich mit, vielleicht unverdienter, sorglicher Ritterlichkeit. Eilte vom Waldrand, wo sie in ihrer Hängematte lag, ins Sanatorium, einen Schal, ein Kissen herbeizuholen, für sie, die ruhend die durchsichtigen, plötzlich sich trübenden Augen ins Ungewisse der blaßdurchsonnten Herbstluft sich verlieren ließ. Wie er ihr das Fußbänkchen nachtrug, beim Spazierengehen ihren Arm nahm, mit dem Fuße die Steine aus dem Wege schleuderte! Nein, der war erobert. Für den schminkte die Gattin sich nicht mehr . . . Hier barg sich Absicht zu schlimmer Täuschung, hinter dieser rotlächelnden Lüge. Man würde aufpassen!

Oh, man paßte auf — —

Und — da war es ja. „Frau Roland bekommt Besuch von ihrem Bruder." Soso. Naja, also: Bruder . . .

Er traf Montag morgens ein, unmittelbar nach Herrn Rolands Abreise, so daß der Schluß nahe lag, die zwei seien einander auf der Bahnstation begegnet. Ein schlanker Blonder — Frau Roland war dunkelhaarig, wenn auch helläugig — ebenfalls mit durchsichtigen Augen, doch ohne jene plötzlichen stumpfen Herbstschatten. Die Aehnlichkeit der Augen konnte irreführen; allein so dumm war man nicht . . . Schließlich — wen ging es etwas an! Spionieren —? Von solcher Niedrigkeit fühlte sich jede weit entfernt . . . Als ihrer zwei oder drei am Nachmittag den Waldweg entlang schritten, von wo aus Frau Rolands Hängematte hin und wieder zwischen dem sich lichtenden Herbstlaub des Unterholzes sichtbar ward, raschelten die Blätter laut genug unter den schreitenden Füßen. Von Verstecken war keine Rede. Vor wem? Wozu? Ein Achselzucken.

Wie gewöhnlich lag die junge Frau in ihrer Hängematte, den rechten Arm über den Kopf zurückgelegt, lang ausgestreckt. Herbstsonnenschein machte die Alabasterblässe ihrer Stirn durchscheinend.. Auf den Wangen, wie sonst, war falsche Röte gesammelt, Zur Seite, wo gestern ihr Mann gesessen, hockte heute der Fremde, der — Bruder, auf dem niedrigen Feldstuhl.

„. . . Und was für einen Eindruck hattest du von ihm?" hörten die Frauen ihre durch leichte Heiserkeit bedeckte Stimme. Angst steigerte ihren Ton: „Glaubst du, daß er sich täuschen läßt?"

Der junge Mann stocherte mit seinem Stock die welkenden Grasbüschel auf. „Ja—" machte er gequält, „wer das wüßte! Er ist so verschlossen. Du kennst ihn immerhin am genauesten, Rita. Ziemlich ernst fand ich ihn ja. Aber so ein bißchen Hoffnung klang doch durch, Hoffnung, die sich bestätigt hören wollte, als er

---

Der Marquis d'Albret, in verhaltener Leidenschaft: Kein Stern am Himmel, aber Glühwürmchen in Schwaden. So schwärmt mein Herz. O Henriette, ich komme!

Claude und Jean stürzen vor und durchbohren ihn.

Claude: Verrechnet, Euer Gnaden, Ihr geht nicht mehr von der Stelle, so wahr ich —"

Der Marquis bricht zusammen: Mörder! Bübische Feiglinge! Mörder! (Er reißt eine Pistole aus dem Gürtel): Nehmt das dafür und das, Hundeseelen!

Die Schüsse knallen grell durch die Nacht. Das Echo der Taxuswände spielt mit ihnen. Zwei Schatten entfliehen.

Lichter im Schlosse. Lärm.

Diener mit Fackeln über die Brücke.

Die Vicomtesse im Nachtgewand, mit entbänderten Haar. Verstört, fassungslos die Schar der Fackelträger durchbrechend:

Gaston! Gaston! (Sie sieht ihn liegen.) O meine Ahnung! (Sie kauert bei ihm nieder.) Teurer, Kleinod, Liebling, mein Wanderfalke! Hätt' ich doch den Brief nicht geschickt. Mein Gott! (Sie hebt sein Haupt in ihren Schoß.) Bleibe bei mir, o laß mich nicht allein, Geliebter!

Der Marquis: Dank für — den Brief — ich sterbe — gern — in deinem Schoße — du — meine süße — Ringeltaube — der Fal — ke — Flügel — — Sturz — — —

Die Vicomtesse, gellend: Wer hat mir das getan!

Der alte Vicomte erscheint auf der Brücke. Sein Gesicht ist wie eine höhnische Fratze starr auf sie gerichtet. Auf eine herrische Gebärde seiner Hand verschwinden die Fackeln wieder im Schloß. Er wendet sich mit verächtlich gekniffenen Mundwinkeln.

Die Vicomtesse bleibt allein bei dem Toten. Dazu die Schwärmerei der Glühwürmchen und ein Seufzen in den Ulmen.

—⊡—

Heimkehr

Skizze von Wolfgang Federau.

Wieder saßen sich die beiden Brüder Eduard und Arthur in dem behaglich ausgestatteten Wohnzimmer des ersteren gegenüber und blickten sinnend in den Kamin, wo blaue und rote Flammen über glühenden Holzscheiten lustig auf- und niedertanzten. Arthur, der jüngere, dehnte sich in stillem Wohlgefühl. Wie gut das tat, nach fünf Jahren des Umherstoßens in der Fremde endlich wieder eine Art Zu-Hause zu haben, keine nüchternen, kalten Hotelzimmer. Zumal, wenn es draußen so feucht und häßlich war und der Regen klatschend gegen die beschlagenen Fensterscheiben schlug.

Der ältere, Eduard, warf des öfteren verstohlene Seitenblicke auf seinen Gast. Seine Lippen zitterten manchmal, als ob er sprechen wollte, endlich sagte er leise:

„Die ganzen fünf Jahre habe ich mich nach dir gesehnt, Arthur. Du kannst dir gar nicht denken, wie bitter es für mich war, deine hellen Augen in meinem vereinsamten Hause entbehren zu müssen. Du bist ja der einzige, den ich noch habe, der mein ist, auf den ich einen gewissen Anspruch besitze. Nun habe ich dich wieder und bin doch nicht zufrieden. Denn dein Lachen ist hin und der Glanz deiner Augen."

„Sie sind hin," flüsterte Arthur und beugte den Nacken. Der andere legte sanft die Hand auf des Bruders Arm und fuhr fort:

„Das ist vorbei, und ich weiß warum. Du hast mir ja immer alles geschrieben und ich danke dir für dein Vertrauen. Lieber Junge, ich möchte dir so gerne, so gerne helfen. Aber ich kann ja nicht, ich kann ja nicht."

„Niemand kann das."

Eine Weile blieb es still in dem Zimmer. Nur das Feuer knisterte und manchmal sprang mit einem lauten Knall ein Stück Rinde von einem neu hinzugelegten Buchenscheite ab. Eduard blickte ins Feuer, ganz versunken und nachdenklich. Endlich begann er stockend und leise:

„Du mußt Heimburgs einen Besuch abstatten, Arthur."

Der Bruder fuhr im Sessel empor, heiß schlug ihm das Blut in die Wangen.

„Das verlangst du nicht, Eduard! Das kann ich nicht! Bei Gott, ich kann es nicht!"

Mit sanfter Gewalt zwang Eduard seinen Bruder auf den Platz zurück.

„Du mußt, Arthur, du mußt. Es wird furchtbar schwer für dich sein, ich weiß es. Und ich möchte es dir gern abnehmen, wenn es ginge. Allein es muß sein, um deiner selbst willen bist du dir das schuldig. Sieh, das Mädchen hat in dir immer nur den guten Kameraden gesehen, was mehr war in dem Verhältnis, lag auf deiner Seite und sie hat nichts davon gewußt. Jetzt, wo alles vorbei ist, wo sie im Begriff steht, sich zu verheiraten, darfst du ihr nicht die Augen öffnen, sie nicht unglücklich und traurig machen. Sie hat keine Schuld und sie weiß, daß du hier bist. Sie wird dich erwarten."

„Sie mußte merken, was ich für sie empfand.

„Sie wußte es nicht, hat es nie gewußt."

Arthurs Brust hob und senkte sich keuchend. Immer wieder mußte er sich mit dem gelbseidenen Tuche die großen Schweißtropfen von der Stirne wischen. Eduard sah traurig, teilnehmend auf das zuckende Antlitz des Bruders. Mühsam stieß er endlich hervor:

„Du verlangst viel von mir, Eduard."

„Sehr viel, ich weiß es. Aber ich verlange es nicht, ich bitte dich darum. Weil ich dich so lieb habe."

„Ich will es tun, weil du mich darum batest. Morgen schon. Ich könnte sonst noch meine Absicht ändern. Gute Nacht, Eduard; das gibt eine bittere Nacht."

Er reichte dem Bruder die Hand, entfernte sich zitternd und gebeugt, wie ein alter Mann.

— — —

Das war das Haus. Mit verbundenen Augen, im tiefsten Dunkel der Nacht hätte er den Weg dahin finden können, ohne auch nur einmal abzuirren. Wie oft war er nicht als Knabe, als Jüngling daran vorbeigegangen und hatte glückselig gelächelt, wenn er einen blonden Mädchenkopf hinter den Gardinen und Vorhängen im zweiten Stock entdeckte, wenn zwei braune, übermütige Augen ihn grüßten. Und später, wenn er im fernen Japan des Abends auf seiner Matte saß und dem Rauch seiner Pfeife träumend nachsah, dann stand er plötzlich wieder vor dem Hause, das das Liebste barg, was es für ihn auf Erden gab, das Liebste auch jetzt noch, da die Erkenntnis und das große Leid schon seit langem über ihn gekommen war, und wie in diesem Augenblicke zog er auch damals träumend den Glockenzug und lauschte dem Klange, der zitternd im Innern verhallte.

Arthur lauschte, und für eine, für zwei Sekunden setzte der Schlag seines Herzens aus, als die alte morsche Flügeltüre mit dem quarrenden Geräusch, das er so gut kannte, das ihm diese ganze lange Zeit hindurch in den Ohren gelegen hatte, aufsprang. Seine feinen Nüstern blähten sich, die Nasenflügel zitterten leise, denn der alte Duft nach abgeblätterter Oelfarbe und nach vermodertem Holz schlug ihm entgegen; alles Blut strömte nach seinem Herzen, und sein Antlitz wurde totenbleich, als er zögernd die quietschende Stiege hinaufkletterte Er mußte sich am Treppengeländer festhalten, so schwindlig wurde er. Sein Herz schlug laut und hart, so daß er glaubte, man müsse das grausame Klopfen in jedem Zimmer des Baumerks hören. Oben vor der braungestrichenen Türe mußte er wieder Halt machen und Atem schöpfen. Endlich hob er zitternd den Arm und drückte auf den Elfenbeinknopf. Die Klingel schrillte, leise, traurig. Dann wurde es still . . . lange, lange Minuten. Jetzt schlug drinnen eine Tür, das Gleiten leichter Füße über den Teppich wurde hörbar. Das eigentümliche Knistern und Rauschen von feinen Frauengewändern, dann ein Suchen und Tasten am Türdrücker. Die Tür öffnete sich um eine Handbreite, dann spannte sich die Sicherheitskette vor. Eine klare volle Mädchenstimme fragte ruhig.

„Wer ist da?"

Es war gut, daß es im Flur so dunkel war, sonst wäre das junge Mädchen wohl zusammengefahren. Es war nicht das Antlitz eines Lebenden, das da so weiß in dem Halbdunkel schimmerte. Aber Arthur bezwang sich mit Aufbietung aller Willenskraft und ein wenig stotternd und heiser stieß er hervor:

„Kann ich vielleicht Frau Heimburg sprechen?"

„Meine Mutter ist eben ausgegangen. Doch mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Mein Name ist Arthur . . . Arthur Brockmann."

„Arthur!" . . .

Sie schrie überrascht, die Kette klirrte, zwei warme Hände streckten sich ihm entgegen und zogen ihn hinein. Er folgte zögernd und trat geblendet in den Kreis des Lampenlichts. Er sah gar nichts zuerst, konnte kein Wort hervorbringen. Nur unendlich schmerzvoll und wehmütig wurde ihm zumute, als er mit allen Sinnen, mit allen Poren wieder die alte, so lange entbehrte und nie vergessene Umgebung in sich hineintrank. Dort das grüne Sofa mit den holzgeschnitzten Amoretten auf dem dunkelgebeizten Aufbau, daneben der Schrank mit den Büchern und den alten Kupferstichen, links davon das kleine schwarze Tischchen, auf dem die kupfergetriebene Bowle — eine Nürnberger Arbeit — so selbstbewußt und herausfordernd thronte. Alles so wie einst, und Irmgard — er sah sie verstohlen an, mit leichtem Erbleichen — Irmgard auch, nur noch reifer, noch schöner. Ein bitterer Geschmack lag ihm auf der Zunge, als er das feststellte.

Sie hatte ihn auf einen Sessel gedrückt und sich ihm gegenüber niedergelassen. Er sollte erzählen. Und er erzählte, erst stockend und langsam, dann schneller und flüssiger. Es wurde ihm so leichter, dieses qualvolle Beieinander. Und sie hörte ihm aufmerksam zu. Dabei musterte sie ihn heimlich, mit einem leisen Gefühl der Trauer, sie hatte ihn immer so gern gehabt. Er war ein so netter, lieber, immer freundlicher Kamerad gewesen. Und jetzt? Wie seltsam war dieser bittere, vergrämte Zug um den Mund. Er paßte gar nicht in das Gesicht hinein. Und die Augen — wo war der Glanz der Augen geblieben? Sie waren jetzt so stumpf, so unendlich müde. Ein großes Erbarmen kam über sie, und mitleidig sagte sie, als er eine Pause machte:

„Du mußt es sehr schwer gehabt haben, Arthur."

Was fehlte ihm nur Er sah sie so eigen, so fremd an. Ihr war's, als ob sie weinen müßte, wie er nun leise sagte:

„Ich habe es sehr schwer gehabt, Irmgard, bitter schwer."

Dann, plötzlich, setzte er fast rauh hinzu:

„Warum hast du mir nie ordentlich geschrieben, Irmgard?"

„Bist du mir böse, Arthur? Sieh, als du weggingst, da mußte ich zum Abiturium ochsen und dann kamen die drei Jahre Kunstakademie, wo ich mich vom Morgen bis zum Abend abrackern mußte, und gern habe ich ja nie geschrieben. Dann die Verlobung, die Arbeit an der Ausstellung, all das, womit mein armer Kopf jetzt so voll ist. Aber ich habe oft, sehr oft an dich gedacht, Arthur, sehr oft, und das ist ja schließlich die Hauptsache."

Arthurs Stimme wurde wieder weich, als er sagte:

„Weißt du noch, Irmgard, was ich dir schenkte, ehe ich wegfuhr?"

„Warte einen Augenblick, ich habe es vergessen. Aber es wird mir gleich einfallen."

Der bittere Zug um Arthurs Lippen verstärkte sich:

„Ich habe es nicht vergessen. Drei rote Rosen, Irmgard."

„Ach ja, drei rote . . . Aber willst du schon gehen, Arthur? Du . . ."

Er war aufgestanden, reichte ihr die Hand, die kalt war wie Eis.

„Auf Wiedersehen, grüße deine Frau Mutter."

Polternd, unsicher ging er hinaus, ehe sie ein Wort sagen konnte. Sie hörte seinen schweren Schritt auf der Treppe. Still und verstört blieb sie sitzen. Er war so eigen gewesen. Und er hatte ihr weh getan. Zwei große Tränen rollten über ihre Wangen.